

(Nachdruck verboten.)

46]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Hef.

III.

Um vier Uhr erschien Nikolai. Man aß zu Mittag, und beim Essen erzählte Sophie lachend, wie sie den aus der Verbannung geflohenen Menschen getroffen und versteckt hätte, wie sie sich vor Spionen gesürchtet und in jedem Menschen einen solchen erblickt und wie komisch der Flüchtling sich benommen. . . . In ihrem Ton lag etwas, das die Mutter an das Prahlens eines Arbeiters erinnerte, der eine schwere Arbeit gut verrichtet hat und mit sich zufrieden ist.

Sie trug jetzt ein leichtes, weites, stahlgraues Kleid. Es fiel in warmen Wellen von der Schulter auf die Füße, war weich und rauschte nicht. Sie erschien in diesem Kleide höher an Wuchs, ihre Augen waren dunkler und ihre Bewegungen ruhiger geworden.

„Sophie!“ begann Nikolai nach Tisch, „Du mußt Dich jetzt noch an eine Arbeit machen. . . . Du weißt, wir planen eine Zeitung für das Land. . . . haben aber infolge der letzten Verhaftungen die Fühlung mit den Leuten verloren. Nur Pelagea Nilowna kann uns zeigen, wie wir den Mann finden, der die Zeitung verbreiten will. Fahr' Du mit ihr. . . . aber bald. . . .“

„Schön!“ sagte Sophie und tat einen Zug aus ihrer Zigarette. „Fahren wir, Pelagea Nilowna?“

„Warum nicht. . . .“

„Ist es weit?“

„Achtzig Werst. . . .“

„Ausgezeichnet! . . . Aber jetzt will ich ein wenig spielen. Wie ist's, Pelagea Nilowna, wird Sie das nicht stören?“

„Fragen Sie mich nicht, tun Sie, als ob ich nicht hier wäre!“ sagte die Mutter und setzte sich in eine Ecke des Wachsstocksofas. Sie sah, daß Bruder und Schwester sie anscheinend nicht beachtetten, und dabei kam es so heraus, daß sie, gleichsam von ihnen aufgefordert, sich die ganze Zeit in ihre Unterhaltung mischte.

„Da hör zu, Nikolai, das ist Grieg. Ich habe ihn heute mitgebracht. . . . Schließ das Fenster!“

Sie blätterte das Notenheft auf und schlug leicht mit der linken Hand auf die Tasten. Saftig und dicht sangen die Saiten. Mit einem tiefen Seufzer flog eine volle Note zitternd in ihren Gesang hinein. Unter den Fingern der rechten Hand flog ein hellklingender, unruhiger Schwarm durchsichtiger Töne auf, die hin und her schaukelten und sich wie erschreckte Vögel auf dem dunklen Untergrund der tieferen Noten verkrochen; die aber sangen gemessen, harmonisch, wie von Sturm ermüdete Meereswogen. Die Antwort auf das Lied gaben hoffnungslose, dicke, dunkle Klangwellen, die breit und laut die Schar klavieren, zu einem unruhigen Lied vereinigt Klagen, Fragen und Seufzer in ihrer Tiefe verschlangen. Bisweilen flog das Lied verzweifelt hoch auf, schluchzte und seufzte, fiel wieder, glitt dahin, schaukelte auf dem schwankenden, tiefen Bassnotenstrom, erkrankte, verschwand in ihnen und brach wieder durch das gleichmäßige, hoffnungslos ruhige Getöse, wuchs, klang auf, schmolz dahin und löste sich im breiten Schwung feuchter Noten auf. Und diese seufzten immer fort, stark und ruhig, unermüdet ohne Antwort, ohne Jubel. . . .

Anfangs berührten all diese Klänge die Mutter nicht und waren ihr unverständlich, sie hörte aus ihnen nur ein tönendes Chaos heraus. Ihr Gehör konnte in dem komplizierten Bittern der Tonmassen die Melodie nicht erfassen. Schläfrig blickte sie auf Nikolai, der mit übergeschlagenen Beinen am anderen Ende des Sofas saß und Sophies strenges Profil und ihren von der schweren, goldenen Haarmenge gebeugten Kopf betrachtete. Die Sonne ging unter, und ein Strahl beleuchtete zuerst den Kopf und die Schultern Sophies, legte sich dann auf die Tasten und zitterte unter den Fingern des Weibes, die er umspielte. Die Musik erfüllte das Zimmer immer dichter und erregte unmerklich das Herz der Mutter. Drei wie Fedja Masins Stimme hellklingende Noten, die sich gegenseitig ablösten und sich gegenseitig auf gleicher Höhe

hielten, glänzten im Strom der Klänge wie drei silberne Fische in einem Fluß. . . . Bisweilen gesellte sich zu ihnen noch eine Note, und zusammen sangen sie dann schmeichelnd und tröstend eine einfache, das Herz rührende Melodie. Die Mutter verfolgte sie, wartete auf ihr Singen und hörte nur diese Noten, die sie aus dem unruhigen Klangchaos absonderte, das allmählich nicht mehr an ihr Ohr drang. . . .

Und aus irgend einem Grunde tauchte aus der dunklen Grube der Vergangenheit eine längst vergessene, jetzt aber mit bitterer Deutlichkeit wieder erscheinende Kränkung vor ihr auf.

Ihr verstorbener Mann kam einst spät abends stark betrunken nach Hause, packte sie am Arm, warf sie aus dem Bett auf den Fußboden, trat sie in die Seite und schrie:

„Scher Dich fort, Pack, ich habe Dich satt! . . . Scher Dich fort!“ Um sich vor seinen Schlägen zu schützen, nahm sie schnell den zweijährigen Sohn auf den Arm und deckte sich kniend mit seinem Leibe, wie mit einem Schilde. Der kleine erschreckte, nackte und warme Knabe strampelte auf ihrem Arm.

„Scher Dich fort!“ schrie Michail mit seiner brüllenden Stimme.

Sie sprang auf, stürzte in die Küche, warf eine Tasse über die Schultern, wickelte das Kind in einen Schal und ging schweigend, ohne Schreien und Jammern barfuß, nur im Hemd und einer Tasse darüber, auf die Straße. Es war Mai, und die Nacht war frisch, der Straßenstaub flegte kalt an ihren Füßen und setzte sich zwischen die Beine. Das Kind weinte und strampelte. Sie öffnete die Brust, preßte den Sohn gegen ihren Körper und schritt, von Furcht getrieben, leise singend auf der Straße dahin.

„Oh — oh — oh. . . . Oh — oh — oh. . . .“

Es dämmerte aber bereits, sie hatte Angst und schämte sich, es könnte jemand auf die Straße kommen und sie halb nackt sehen. . . . Sie ging zum Sumpf und setzte sich unter einer dichten Gruppe junger Fischen auf den Boden. So saß sie von der Nacht umfassen lange unbeweglich da. Mit weitgeöffneten Augen in die Finsternis starrend, lullte sie gleichzeitig das schlummernde Kind und ihr wehes Herz ein:

„Oh — oh — oh. . . . Oh — oh — oh. . . .“

Während einer der Minuten, die sie hier zubrachte, schimmerte ein schwarzer, stummer, weit in die Ferne fliegender Vogel über ihrem Haupte. Er weckte sie, sie stand auf und ging zitternd vor Kälte nach Hause, den gewohnten schrecklichen Schlägen und neuen Kränkungen entgegen. . . .

Zum letzten Male seufzte ein lauter, gleichgültig-kalter Akkord, seufzte und erstarb.

Sophie wandte sich um und fragte halblaut ihren Bruder: „Hat es Dir gefallen?“

„Sehr!“ sagte er und fuhr dabei zusammen, wie aus dem Schlaf gewedt. „Sehr. . . .“

Ein leiser, hübscher Akkord flog unter ihren Fingern auf. In der Brust der Mutter sang und zitterte ein Widerhall ihrer Erinnerungen; sie wollte gern noch mehr Musik hören. Und irgendwo abseits, nebenbei, tauchte der Gedanke in ihr auf:

„Da leben diese Leute — Bruder und Schwester — freundlich und ruhig. . . . treiben Musik. . . . schelten sich nicht, trinken keinen Brantwein, zanken sich nicht wegen eines Gappens. . . . haben nicht den Wunsch, sich zu kränken, wie die Menschen im gemeinen Leben. . . .“

Sophie rauchte schnell eine Zigarette. Sie rauchte viel, fast ununterbrochen.

„Dies ist das Lieblingsstück meines verstorbenen Kostja!“ sagte sie und griff wieder einen leisen, traurigen Akkord. „Wie gern hab' ich ihm vorgespielt. Er war so fein empfindend, auf alles erwidern. . . . von allem voll. . . .“

„Sie spricht wahrscheinlich von ihrem Gatten. . . .“ dachte die Mutter. „Und da lächelt sie! . . .“

„Wieviel Glück hat mir dieser Mensch gegeben. . . .“ fuhr Sophie fort und begleitete ihre Gedanken mit leichten Saitenklangen. „Wie mußte er zu leben. . . . Freude, kindliche Lebensfreude brannte in ihm. . . .“

„Kindliche. . . .“ wiederholte die Mutter für sich.

„Ja — a!“ sagte Nikolai, seinen Bart zausend. „Eine singende Seele! . . .“

Sophie warf die angerauchte Zigarette irgendwohin, wandte sich zur Mutter und fragte sie:

„Mein Lärm stört Sie nicht?“

Die Mutter erwiderte mit leichtem Aerger, den sie nicht zurückhalten konnte:

„Ich sage, fragen Sie mich nicht . . . ich verstehe gar nichts . . . sitze da, höre zu und denke über mich nach . . .“

„Nein, Sie müssen das verstehen!“ sagte Sophie. „Ein Weib muß Musik verstehen . . . Besonders, wenn sie traurig ist . . .“

Sie schlug stark auf die Tasten, und es ertönte ein lauter Schrei, als wenn jemand eine schreckliche Kunde gehört, die ihn ins Herz getroffen und ihm diesen Klang herausprecht. Junge Stimmen zitterten erschreckt und stürzten geschwind und verwirrt irgendwohin, und wieder schrie die laute, zornige Stimme, alles übertönend . . . Ein Unglück mußte geschehen sein, das aber im Leben keine Klage, sondern Zorn erweckte . . . Dann erschien etwas Freundliches, Starkes und sang ein einfaches, hübsches Lied, zurendend und an sich herantretend. Beleidigt und dumpf brummen die Bassstimmen . . .

Sie spielte lange und süße singende Tonmassen, die die Mutter erregten und den Wunsch in ihr erweckten, nachzufragen, wovon die Musik sprach, die so undeutliche Bilder, Gefühle und Gedanken erweckte, die sofort von anderen abgelöst wurden. Kummer und Unruhe traten ihren Platz ruhig jahnimmernder Freude ab, es schien, als wenn eine Schar unsichtbarer Vögel im Zimmer flog, die überall hindrangten, mit zarten Fittichen das Herz berührten, es beunruhigten und trösteten, und ernst etwas sangen, was mit Worten nicht auszudrückende Gedanken hervorrief und das Herz mit unklarer Hoffnung ermutigte.

Die Brust der Mutter war übertoll von Wünschen, diesen beiden Menschen und überhaupt allen Menschen etwas Gutes zu sagen.

Sie suchte mit den Augen, was sie etwa tun könne, stand leise auf und ging in die Küche, um den Samowar aufzusetzen.

Aber jener Wunsch schwand nicht bei ihr, er hämmerte hartnäckig und gleichmäßig in der Brust, und als sie Tee aufgoß, sprach sie erregt und verwirrt:

„Wir Menschen des gemeinen Lebens fühlen alles, aber es wird uns schwer auszudrücken, wie uns ums Herz ist; Gedanken leben in uns, wir schämen uns darüber, daß wir etwas verstehen, es aber nicht aussprechen können. Und oft sind wir wegen dieser Scham auf unsere Gedanken böse. Und ebenso auf diejenigen, die sie uns einflößen. Ist doch das Leben schon so unruhig — es schlägt und stößt uns von allen Seiten. Da möchte man gern ausruhen . . . die Gedanken aber erregen die Seele und befehlen ihr hinzuschauen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

September.

Kürzlich las Herr Briekle einen Aufruf zur Teilnahme an der in diesem Monat in Niederschönhausen stattfindenden Kürbiskonkurrenz. Ehrenpreise und keine Platzmiete, dazu ein Extrapreis für den größten Kürbis, das ist verlockend, da muß Briekle mitmachen, und er macht mit. Letzten Sonntag holte er sich selbst nach dem nassen Dreieck ab, ich sollte seine Kürbisse beaugenscheinigen und begutachten. Das habe ich getan, und ich muß gestehen, daß sich die unförmigen, gelben Riesenknödel an seinen Kürbisstäuden selbst in Niederschönhausen sehen lassen können. Die andauernde Feuchtigkeit war den Kürbissen günstig, noch einige heiße Septemberwochen und die Kolosse sind ausgereift. Allerdings ist die Größe nicht maßgebend für den Wert der Frucht, die größten Kürbisse zeigen immer einen beträchtlichen Hohlraum und nur eine dünne, wenig fleischige Wand, maßgebend für den inneren Wert ist allein das Gewicht, deshalb sollte der höchste Preis nicht dem größten, sondern dem schwersten Kürbis zuteil werden. Speisekürbisse im Gewichte von 100 Kilogramm kommen vor, namentlich in Süddeutschland, so im Raintal und in Baden, wo man neben den uns Norddeutschen ungewohnten Hopfenpflanzungen ausgedehnte Acker mit Zentnerkürbissen bestellt sieht, deren Ertrag dort aber nicht, wie bei uns, als Delikatesse in Zucker eingemacht, sondern als — Schweinefutter verwertet wird.

Als Briekle jüngst bei mir im Albertshain war und die vielfach zum Brechen voll hängenden Obstbäume bewunderte, von den reifen Sommeräpfeln auch eine tüchtige Kostprobe zu sich genommen hatte, suchte er auch nach großen Kürbissen, allerdings vergeblich. Ich führte ihn nun an ein Kürbisfeld, über das er sich nicht genug wundern konnte. Da fand er meist aierliche Früchte in Hülle und

Fülle und in oft prächtigen Farben, aber am meisten wunderte er sich über deren mannigfaltige Formen. Früchte in Gestalt von Keulen, Pulberhörnern, Bischofsmützen, Birnen, Äpfeln und Kugeln wechselten ab, am wunderbarlichsten fand er indessen solche in Gurkenform, reich mit Warzen bedekt. Eine solche Kürbisgurke möchte er wohl auch in seinem Garten, aber um keinen Preis im Gesichte haben. Ich erklärte Briekle, daß dies Zierkürbisse sind, die ich zum Herbst abnehme, einige Wochen später schneide ich dann aus dem Boden jeder Frucht mit hartem Messer ein vieredriges Stück heraus, groß genug, um mit einem langstieligen Blechschlüssel hindurchfahren zu können, hole mit diesem alle Samen und alles lose Fleisch heraus, leime dann gleich das ausgeschüttelte Stück mit dick eingedicktem Fischleim wieder fest und lasse die Früchte in der Nähe des Ofens durch mehrere Wochen trocknen, worauf sie noch mit Firnis gestrichen werden. So präpariert bilden die Früchte einen dauernden Zimmerschmuck, in den Tropen werden sie vielfach auch als Feldflasche verwendet. Einige besonders seltene und interessante Kürbisse, sogenannte Lagenarien, die bei uns nur in sehr heißen Sommern reifen, dann aber auch durch ihre silbergraue Belaubung, ihre duftenden, schneeweißen, feingefranzten Blüten und durch ihren fabelhaften Wuchs unsere Bewunderung erregen, bilden, wie vorstehend geschildert, präpariert, nun schon seit 15 Jahren einen immer und immer wieder bewunderten Schmuck meiner sogenannten guten Stube. Ich zeigte Briekle auch zwei Zierkürbisse, die eingemacht weit besser als die immer wieder angepflanzten riesenfrüchtigen Sorten, ja besser als echte Melonen schmecken, den absonderlich gestalteten Türkenbund und die Angurie, mit ovalen, marmorierten Früchten; von beiden hatte ich im Vorjahre Prachtexemplare. Auch meine Gurken interessierten Briekle in diesem schlechten Gurkenjahre, weil sie so klein, so dick und so rund sind. Es sind Traubengurken, sagte ich ihm, die werden nicht größer, zeichnen sich aber durch feinsten Geschmack aus; ich nehme sie grün ab und lege sie in Weinessig. Einige Tage später kam Briekle mit seiner Frau zu mir, diese Essiggurken zu befehen. Ich ließ beide nicht nur an den Töpfen riechen, sondern auch Kostproben nehmen, und Frau Briekle wollte dann durchaus noch das Rezept haben. Hier ist es: Zu einem 4½—5 Liter fassenden Topf nimmt man 200 Gramm Salz, 375 Gramm Perl- oder andere Zwiebeln, 125 Gramm Meerrettig in Würfel geschnitten, 15 Gramm weiße Pfefferkörner, 8 Gramm Nelken, einige Vorbeerblätter, etwas Dill und Esdragon.

Die grünen Gurken werden gewaschen, reichlich mit Salz bestreut und bleiben so zwölf Stunden stehen. Dann werden sie schichtweise mit den genannten Wurzeln und Kräutern in den Topf gelegt, der danach mit rohem Weinessig zu füllen und mit Pergamentpapier zu verbinden ist. So bleibt der Topf vierzehn Tage in einem kühlen, luftigen Zimmer stehen, dann wird der Essig abgegossen, gekocht, abgeschäumt, nach dem Erkalten wieder aufgegossen und — die Essiggurken sind fertig zum Genuß. Sie halten sich im Keller ein volles Jahr und schmecken weit besser und würziger als Pfeffergurken. In diesem Jahre, wo die Gurken infolge des kalten, nassen Wetters nur schlecht reifen, wird das vorstehende, die Verwertung grüner Gurken ermöglichende Rezept der Frau manchen Parzellenbesitzers willkommen sein. An Stelle von Weinessig, der 60 Pf. pro Liter kostet, kann schließlich auch gewöhnlicher Essig verwendet werden.

Auf der Parzelle gibt es jetzt Platz, da manches Beet abgeräumt ist. Diese Beete werden, wenn nötig, gedüngt, tief gegraben und neu bestellt. Auf frisch gedüngte Beete pflanzen wir Winteralat, der, wenn ihn die Mäuse nicht fressen, zu Anfang Juni des nächsten Jahres die ersten Köpfe liefert, ferner säen wir Feldsalat, dem ein mit der Gade oberflächlich gelockertes Beet genügt, und Spinat, beides Gemüse, die uns im Winter frisches Grün in die Küche liefern. Für den Winterbedarf haben wir auch Blätter- und Rosenkohl angebaut, die jetzt für einen kräftigen Dungguß dankbar sind. Wo neue Erdbeerbeete angelegt werden sollen, da wurden schon in der zweiten Hälfte des verflossenen Monats die kräftigsten Rankenpflanzen von den alten Beeten abgenommen und auf ein gutgegrabenes Beet in 10 Zentimeter Abstand verpflanzt. Nachdem sich diese Pflänzlinge gut bewurzelt haben, werden sie sorgfältig mit Wurzelballen herausgenommen und in 50—60 Zentimeter Abstand auf ein gut gedüngtes und gegrabenes Beet gepflanzt, auf welchem sie dann drei bis vier Jahre Ertrag liefern. Es ist nützlich, vor Eintritt des Winters reichlich Kompost nicht nur zwischen den frisch gepflanzten, sondern auch zwischen den alten Erdbeeren auszubreiten. Von älteren Erdbeerpflanzen werden jetzt alle Ranken entfernt und die Beete danach leicht behackt.

Zur Anpflanzung freudenartiger, also mehrjähriger, ausdauernder Gemüse, wie Rhabarber und verschiedene Küchenkräuter (Schnittlauch, Esdragon, Lavendel, Pimpinelle, Raute, Salbei usw.) ist der September die beste Zeit. Ältere Büsche ausdauernder Küchenkräuter werden ausgenommen, geteilt und auf andere Beete gepflanzt, ebenso verfährt man auch mit abgeblühten Zierstauden, wie Asters, Flammenblume, Mittersporn, Iris u. a.

Zimmer- und Fensterblumen, die überwintert werden sollen und in ihren Töpfen gut eingewurzelt sind, verpflanzen wir in den ersten Tagen des Monats nochmals vorsichtig, aber nur in wenig größere Töpfe. Pelargonien, fälschlich Geranien genannt, lassen sich nun auch leicht durch Stecklinge vermehren, von welchen man 5—7 dicht um den Rand eines 8—10 Zentimeter weiten Topfes

steht. Sonnig, lustig und nur mäßig feucht gehalten, wurzeln sie bald; sie werden in den gemeinsamen Gefäßen überwintert und erst im Frühling einzeln in Töpfe gepflanzt. Hd.

Kleines feuilleton.

Theater.

Leffing-Theater. „Kollege Crampton“. Komödie von Gerhart Hauptmann. Dadurch, daß Wassermann an Stelle von Engels den alkoholischen Vater spielte, erhielt das Stück eine ganz andere Färbung. Das Drollig-Sympathische in der Figur des Crampton, der Ton, die Stimmung der Gestalt, durch die sie in das Lustspielgenre hinüberschillert, trat in ausgesprochenem Gegensatz zu der berühmten Engelschen Darstellung bei Wassermann vollständig zurück. Die vom Dichter als Komödie bezeichnete Porträt-skizze erschien in dieser Reproduktion als düster pathologische Studie; und der Schluß, gegen den man oft den Vorwurf schönfärbereichen Optimismus erhob, verstärkte noch die schrille Dissonanz der Traurigkeit. Die Hoffnungen des jungen Paares, daß in dem neu erbauten Heime Cramptons verbortter Lebensbaum noch einmal Saft und neue Triebe erhalten könne, klangen wie schneidende Ironie. Jede Bewegung, Haltung und Stimme des Wassermannschen Alkoholikers sprach davon, daß es für ihn keine Rettung mehr gäbe. Quälend und lichtlos war das Bild; auch wo die Liebe zu der Tochter durchbricht, hatten die Worte mehr eine an den Krankheitszustand gemahnende fliegende Hitze, als schlichte, von verborgener Güte zeugende Wärme. Ein Konterfei, das in der strengen Geschlossenheit der Linien, im frapperenden Reichtum der Beobachtungen dem Verstand Bewunderung abnötigte, dem aber in seiner unbarmherzigen grauen Wirklichkeitsreue kein Schimmer ausstrahlte, teilnehmende Gemüter anzuziehen. Es wäre interessant, von den jüngeren Mitgliedern des Brahmschen Ensembles einmal Herrn Marx in der Rolle zu sehen. Seine Leistungen lassen vermuten, daß er instände wäre, in durchaus eigenartiger Weise, „naturalistisch“ scharf und doch mit voller Herausarbeitung der humoristisch verfühnenden Momente den Kollegen zu formen. In der Nebenfigur des trocken ironischen Adols Strähler gab er hier wieder einmal eine neue Probe seiner ungemeinen Wandlungsfähigkeit und frischen Laune. Ida DrLoff war in den Szenen des letzten Aktes eine Gertrud von reizend verliebtem Jugendübermut, Paul Marx ein trefflicher Bedell Janetzki. Kurt Stark, zuerst ein wenig steif, hatte als Max Strähler, Fräulein Sussin in der Figur der Schwester Agnes einzelne glückliche Momente. dt.

Neue Freie Volksbühne. „Die Möwe“. Schauspiel in vier Aufzügen von Anton Tschekow. — Ein Stimmungstück voller Grübeleien und Melancholie, das seinen Titel von einer im Schauspiel vorkommenden Episode trägt: Konstantin, der junge, ehrgeizige Dichter, legt eine Möwe, welche er geschossen, vor Nina nieder, die ihm das Liebenswerteste der Erde dünkt. Dem Dichter Trigorin, dem dieses Mädchens Herz glüht, erscheint die Episode geeignet zu einem Novellenstoff, den er der laufenden Nina erzählt: „Am See lebt ein junges Mädchen. Es ist da geboren und aufgewachsen — so wie sie. Sie liebt den See wie eine Möwe, und ist frei und glücklich wie solch ein Vogel. Zufällig kommt ein Mann vorbei, er sieht sie, und — aus Langleiwe, zum Zeitvertreib — richtet er sie zugrunde, — wie ihr Freund hier diese Möwe“. Das ist die Fabel des Stückes. Ninas Idealismus ist die Möwe; er wird durch Trigorin zugrunde gerichtet. Die Liebe zu ihm und die Sehnsucht, eine große Schauspielerin zu werden, loden sie aus dem Elternhause, häufen Not und Entehrung auf sie. Dennoch aber ringt sie sich durch und ruft dem zusammenbrechenden Konstantin bei einer letzten Zusammenkunft, kurz bevor sich dieser eine Kugel durch den Kopf jagt, zu: „Jetzt weiß ich's, Kostja, jetzt verstehe ich's — zu dulden müssen wir lernen, zu dulden und zu ertragen. Frage Dein Kreuz in Geduld und glaube! Ich glaube, Kostja, und mein Kreuz ist mir leicht; und wenn ich an meinen Beruf denke, so hat das Leben keine Schreden für mich.“ Auch anderen Personen des Stückes haften Züge an, die an das Schicksal der Möwe erinnern: sie alle haben gesucht und konnten doch ihren Weg nicht finden. . . .

Die schauspielerischen Leistungen befriedigten fast durchweg. Allen voran bot Fanny Ritter als Nina Prachtiges. Mit ihrer klangvollen Stimme, ihrer geschmeidigen Gestalt, ihren getreu dem Leben abgelauchten Geesten und Bewegungen verstand sie es, den Zuschauer ganz in den Bann ihrer großen Kunst zu zwingen. In Carlos Ribold, der einen temperamentvollen Konstantin gab, fand sie einen nahezu ebenbürtigen Partner; nur war in dieser Rolle — wenigstens im ersten Aufzuge — das Jungenhafte, mit dem Tschekow die Figur des zwanzigjährigen Dichters etwas überreich ausgestattet, allzusehr unterstrichen. Als Dritter wäre dann noch Heinrich Schroth zu nennen. Er spielte den Schriftsteller Trigorin, einen weislichen, feigen, und vom Erfolg verwöhnten Burschen, der ein Mädchenleben zugrunde richtet „aus Rangelweile, zum Zeitvertreib“. In allen Bewegungen kam das Geistig-Verlorenheit dieses Menschen vorzüglich zum Ausdruck. Das Gemachte der Sprechweise, die Trivialität, die hier Geistreichigkeit sein soll, der wiegende, wichtiguerische Gang: all das wirkte zusammen, um das leicht karikierte Bild eines sich als Bohème auf-

spielenden Spießbürgers zu geben, der das Novellenschreiben zu seinem Metier gemacht hat. Beachtenswertes boten ferner Marie Glümer, die die verwöhnte, fahrig und hypernervöse Schauspielerin Irene, die Mutter Konstantins, darstellte; den alten, gichtkranken Sorin gab Albert Schindler mit prächtigem Humor, und Arnold Stange verstand es, in die Rolle des barsch-sarkastischen Arztes Dr. Dorn so viel Liebenswürdigkeit hineinzulegen, daß die Schrofheit und Verbtheit, die dieser Figur anhaftet, ganz in den Hintergrund trat. Paula Lebermann war als Mascha, der Tochter des Gutsverwalters, nicht an ihrem Plage. Die Schauspielerin vermochte in dieser sekundären Rolle nur wenig von den Feinheiten ihrer sonst so gerühmten Kunst zu entfalten. Auch Karl Barow, der den Gutsverwalter Schamrajew darstellte, wirkte steif und hölzern. Die schauspielerischen Leistungen der anderen Mitwirkenden traten nicht über den Durchschnitt hinaus.

Die Inszenierung des Stückes, das in der Uebertragung von Heinrich Stumme gegeben wurde, war in allen Einzelheiten feindurchgeführt; es bot Bilder, die sich dem Auge einprägen, und deren zarte Stimmungen viel zum Gelingen des Schauspiels beitrugen. — gl.

Freie Volksbühne (im Neuen Schauspielhaus): „Fuhrmann Henschel“. Mit einem der problematischsten Dramen Gerhart Hauptmanns führte sich Artur Meybach, der es in Szene gesetzt, nebst dem Ensemble des Theaters am Rollendorfsplatz vertrauensverwendend ein. Ich sage: problematisch; denn an dem Stücke ist vieles, was enttäuscht, als da sind: zufallsmäßig zusammengewürfelte Personen, schwache Psychologie, Worte und Reden, die nicht in Handlung umgesetzt wurden, Reminiszenzen an Anzengrubers „Reineidbauer“ und sonstige Schwächen. Lediglich die ersten Szenen mit Frau Henschel (Hedwig Stüber) auf dem Krankenlager atmen poetische Konzentration. Im übrigen bilden die beiden Hauptpersonen des Schauspiels, nämlich der Fuhrmann und seine zweite Frau nur Aufgaben für hervorragend nachschöpferisch befähigte Darsteller. Hans Siebert und Gertrud Arnold waren hier wohl am Plage; beide erfreuten durch achtbare Leistungen. Unter den Vertretern der zahlreichen Nebenrollen, insofern diese Typen in die Handlung tätig eingreifend verflochten sind, kommen für die Beurteilung in Frage: Artur Meybach, der den Mann mit der stereotypen weißen Weste (Siebenhaar) gab, ferner Albert Borée als entwurzelter Schmierentomödiant Wermelskirch, Fritz Kleinke, dem der Kellner George und der sächsische Dialekt gut gelang, sowie endlich Klara Berger (Frau Wermelskirch) und Käthe Ehren (Franziska). In einzelnen Kapiteln ist sehr mit dem schleisschen Dialekt; im ganzen war's eine befriedigende Wiedergabe des Dramas, an der die Regie ihren gemeinbaren Anteil hatte. o. k.

Astronomisches.

Astronomische Neuigkeiten. Die nächste vollständige Sonnenfinsternis wird am 3. Januar 1908 unter merkwürdigen Umständen stattfinden. Der Mondschatten wird nämlich bei dieser Verfinsternung überhaupt keinen Erdbteil treffen, und als einzige Plage festen Bodens, von denen aus das Naturschaupiel zu beobachten sein wird, kommen zwei Inseln mitten im Stillen Ozean in Frage. Dennoch werden sich die Astronomen auch diesmal die Gelegenheit zum Studium der verfinsterten Sonne und der mit einem solchen Ereignis verbundenen Erscheinungen nicht entgehen lassen. Die berühmte Lid-Sternwarte wird eine besondere Expedition nach der Flint-Insel entsenden, die etwa 600 Kilometer nordwestlich von Lahiti gelegen ist. Die Dauer der vollständigen Verfinsternung wird dort 6 Sekunden über 4 Minuten betragen und gegen Mittag eintreten, während die Sonne nur 15 Grad vom Zenit entfernt ist. In dieser Hinsicht werden die Bedingungen für die Beobachtung also ungewöhnlich günstig sein. Professor Abbot wird sich der Expedition anschließen, um Wärmemessungen an der Sonnenkorona mit dem Wolometer auszuführen. Die Lid-Sternwarte ladet übrigens in der Monatschrift „Observatory“ auch ausländische Himmelsforscher ein, an der Reise teilzunehmen. — Der Planet Mars beschäftigt während der diesjährigen Zeit seiner Erdnähe die Astronomen fortgesetzt. Professor Lowell berichtet in den „Astronomischen Nachrichten“, daß er den Marskanal Siphon in Verdoppelung auf die photographische Platte bekommen habe. Außerdem will er ganz deutlich zwei Schneefälle und ihr Fortschmelzen im Südpolargebiete des Planeten beobachtet haben. Er zieht aus seinen Beobachtungen ferner den Schluß, daß die Polargebiete des Mars während ihrer Sommerzeit wärmer sein müssen als die der Erde, obgleich die mittlere Temperatur des ganzen Planeten mit etwa 7 Grad hinter der mittleren Temperatur der Erde zurücksteht. Tiefgründige Bedenken gegen die aus den neuen Marsbeobachtungen gezogenen Schlüsse hat mittlerweile Professor Simon Newcomb, unter den lebenden Vertretern der theoretischen Astronomie jetzt wohl unbestritten der bedeutendste, im „Astrophysical Journal“ geltend gemacht. Er beurteilt diese Frage einerseits vom optischen, andererseits vom psychologischen Standpunkt, um vor allem zu einem Ergebnis bezüglich der Marskanäle zu kommen. Vom optischen Gesichtspunkt weist der berühmte Forscher darauf hin, daß in den besten Fernrohren die durch die Lichtbrechung entstehenden Fehler zu einer Verbreiterung jeder Linie führen. Nach einer rohen Schätzung würde eine vollkommen schwarze Linie auf

dem Mars, die eine Breite von 5 Kilometern besäße, von der Erde aus sichtbar sein, falls die Oberfläche des Mars durchaus gleichförmig wäre. Da dies aber nicht der Fall ist, müßte die Linie schon gegen 15 Kilometer breit sein, um für ein irdisches Fernrohr deutlich wahrnehmbar zu werden. Die Fehler in der Verkleinerung des Fernrohrs würden dann eine weitere Verbreiterung einer solchen Linie bis auf 80 Kilometer und mehr herbeiführen. Da nun Lowell im ganzen 400 Kanäle hat feststellen wollen und tatsächlich auf seiner Marskarte eingetragen hat, so würden diese allein über 80 Millionen Quadratkilometer bedecken, während die gesamte Oberfläche des Mars nur etwa 140 Millionen Quadratkilometer umfaßt. Newcomb betrachtet diese Berechnung zwar nicht als einen durchaus sicheren Einwand gegen das Vorhandensein der Marskanäle, meint aber doch, daß ihre Existenz dadurch sehr unwahrscheinlich gemacht wird. Man muß sich nur vorstellen, eine wie große Schärfe der teleskopischen Beobachtungen dazu gehörte, um ein so dicht zusammengebrängtes Netzwerk von Linien auf einer Scheibe wahrzunehmen, deren Durchmesser in den stärksten Fernrohren nur 50 Zentimeter beträgt.

Geologisches.

Vorgeschichtlicher Vergsturz in den Alpen. Große Vergstürze gehören in Hochgebirge zu den notwendig und häufig eintretenden Ereignissen, die aber glücklicherweise nur verhältnismäßig selten bewohnte Gegenden heimucht. Der Mensch, der sich im Gebirge ansiedelt, muß die Gefahren, die ihn dort bedrohen, vorher möglichst in Aussicht ziehen und wird daher solche Gegenden meiden, in denen sich die Neigung zur Entwicklung von Vergstürzen kundgibt. Im großen und ganzen müssen die Vergstürze als ein wichtiges Moment in der Umgestaltung und Zerstörung der Gebirge betrachtet werden, und es ist ganz selbstverständlich, daß sie in jedem Gebirgslande schon lange vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde eine große Rolle gespielt haben. Obgleich ein Beispiel wie das des berühmten Goldauer Vergsturzes zeigt, daß die Spuren einer solchen Katastrophe in einem Jahrhundert durchaus nicht verwischt werden, so arbeitet die Zeit doch an ihrer Verilgung, und es gelingt nur selten, einen Vergsturz nachzuweisen, der noch aus vorgeschichtlicher Zeit stammt. Zum erstmalig wies Eduard Brüdner im Jahre 1891 einen vorgeschichtlichen Vergsturz in den Alpen nach, und zwar im Gebiet von Ronderleg südlich vom Thuner See. Neuerdings hat Turnau diesem Gegenstande eine noch gründlichere Untersuchung in einer Doktorarbeit zu Verm gewidmet. Es hat sich auch mit Sicherheit nachweisen lassen, daß der Vergsturz von der nordwestlichen Seite des Jüsti-Stocks herabgekommen ist, wo eine Mäße von etwa drei Kilometer Länge und fast einem Kilometer Breite seinen Ursprung kennzeichnet. Das Trümmerfeld nimmt im Ständertal eine Länge von 8 Kilometern ein, und es ist auch noch sichtbar, wie die herabgleitende Masse an der gegenüber liegenden Talseite emporgebrannt ist. Die Dicke der Trümmerdecke, soweit sie sichtbar ist, beträgt bis zu 150 Meter, der Gehalt an niedergelassenen Steinmassen wird auf 900 Millionen Kubikmeter geschätzt. Turnau berechnet den Rauminhalt des berühmten Vergsturzes von Elm im Vergleich dazu auf 10, den des Goldauer auf 15 Millionen Kubikmeter, den des gleichfalls vorgeschichtlichen Vergsturzes von Ffims im Gebiet des Vorderthuns dagegen auf 15 Milliarden Kubikmeter.

Geographisches.

In Afrika ist kürzlich eine Gradmessungsexpedition zum Abschluß gekommen, die zu den wichtigsten wissenschaftlichen Unternehmungen der Neuzeit gehört, da es sich darum handelt, auf der Erde eine möglichst große zusammenhängende Strecke zu messen, um Klarheit über die wirkliche Erdform zu gewinnen. Zu diesem Zwecke haben die Engländer schon in den achtziger Jahren von Kapstadt aus mit Messungen begonnen, die bis zum Sambesi hinaufgehen. Von dort sind nun, wie die „Schle. Ztg.“ schreibt, die Arbeiten fortgesetzt worden. Die von England ausgerüstete Expedition, deren Leiter Dr. Rubin Isoeben heimgekehrt ist, trat im Jahre 1903 die Reise nach Afrika an und fuhr zur Mündung des Sambesi, von wo aus die Fahrt auf dem Strom ins Innere bis Zumbo weiterging, und hier begannen die Arbeiten der Expedition. Dr. Rubin hatte eine ganze Anzahl europäischer Assistenten sowie eine große, aus mehreren Hundert Schwarzen bestehende Karawane, da so ziemlich alles, was zum Unterhalt diente, mitgeführt werden mußte. Zum Teil bewegte sich die Expedition durch Gebiete, in die erst wenige oder gar keine Weiße gedrungen sind. Fieber ist dort eine häufige Erscheinung, doch sind die Gefahren nicht mehr groß, seitdem Dr. Rob, einer der Empfänger des Nobel-Preises für Medizin, bahnbrechende Forschungen über die Ursachen des Fiebers ausgeführt hat. Ungefährdet konnte die Gradmessung bis zur Südgrenze des Tanganyikasees, wo das deutsche Interessengebiet beginnt, durchgeführt werden, und hier ist nun der vorläufige Endpunkt.

Ethnographisches.

Die Rei-Jusein im Westen von der Krugruppe hat kürzlich Kapitän Pim, ein Mitglied der ethnographischen Expedition Daniels nach Neuguinea, besucht. Aus einem Bericht des Reisenden teilt der „Globus“ einiges mit. Indem Pim um das Südende der Hauptinsel herumfuhr, landete er in Ellat, dem Sitz des holländischen

Postmeisters. Er kam bei seiner Küstenfahrt an vielen kleinen Dörfern vorbei, zwischen denen gute Straßen durch die ste trennenden Felsippen angelegt waren. Die Hügel und Berge (offenbar Kalkstein) waren mit üppigster Vegetation bedeckt, Flecke kahlen Bodens waren nirgends sichtbar. Ellat ist der Sitz einer einheimischen Töpferindustrie, die vor Generationen durch Flüchtlinge aus Banda dorthin gelangt sein soll. In Ellat war die Bevölkerung zumeist malaiischen Blutes, doch fand Pim bei einem Ausfluge nach einem Binnendorfe der Südostseite der Insel eine Bevölkerung papuanischer Rasse. Der Pfad dahin war sehr roh und das Dorf lag auf einem steilen Hügel 300 Meter über dem Meere. Untertwegs sah er Tabuzeichen, die an die in Waimea in Neuguinea in Gebrauch befindlichen erinnerten, auch begegnete er parallelen Steinmauern, die in alten Zeiten zur Kennzeichnung eines neutralen Landstreifens zwischen zwei Clans oder Stämmen gedient haben sollen. An einer Stelle des Hügelabhanges waren aus flachen, zum Teil großen Steinen Stufen gebaut und der innere Teil des Dorfes selbst war von einer 4 bis 6 Meter hohen Mauer umgeben, durch die eine auf einer Holzleiter erreichbare Öffnung ins Innere führte. Pim fand die Bewohnerschaft damit beschäftigt, einen Sarg aus einem in zwei Teile zerspaltenen Baumstamm zu zimmern, wobei sie Äxte, Hohlbeile und Zugmesser anwandte; die Arbeit war sehr sauber. Bekleidet waren die meisten Leute nur mit Matten einheimischer Arbeit, wie man sie in einigen Teilen Neuguineas findet, und selbst diese Kleidung schien erst in den letzten Jahren angenommen zu sein, obwohl Männer wie Frauen viel Schmuck trugen. Das Haar war lang und gekräuselt nach Neuguinea-Mode, doch wurden zwei verschiedene Typen unterschieden, einer steif und borstig, der andere weicher und länger. Die Bewohner schienen Ackerbauer zu sein, und das Mutterrechtssystem schien vorzuherrschen.

Aus dem Tierreiche.

Kormorane am Rhein. Die Kormorane, mit echt deutschem Namen Scharben genannt, sind von all den vielen Fischräubern die gefräßigsten. Wer einmal einer Fütterung dieser Vögel in einem zoologischen Garten beigewohnt hat, muß einen geradezu ekelhaften Begriff von der Eier erhalten haben, mit der sie sich auf die vorgeworfenen Fische stürzen und sie blühschnell in unglücklich großen Bissen verschlucken. Es ist daher auch durchaus gerechtfertigt, daß die Scharben, wo sie sich nur blicken lassen, mitleidslos verfolgt werden. In Deutschland zeigen sie sich am häufigsten in nordöstlichen Teile der Seeästen, namentlich auf der kurischen Nehrung. Neuerdings aber haben sie sich auch im Westen angesiedelt und zwar im lieblichen Rheingau, wo sie seit Menschengedenken nicht zu sehen gewesen sind. Nach der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ sind die Kormorane dort an verschiedenen Plätzen beobachtet worden und eine Verwechslung dieses Vogels kann wohl als ausgeschlossen gelten. Die Wanderungen der Kormorane beruhen darauf, daß es ihnen zuweilen gelingt, den Fischbestand einer Gegend so gründlich zu vernichten, daß sie nicht mehr zu fressen haben. Im Rheingau haben sie die zahlreich vorhandenen Reiher und Raben kurzerhand aus ihren Nestern herausgerissen und wohnen dort nun wie gewöhnlich in größeren Kolonien, so lange es ihnen der Mensch gestatten wird. Jedenfalls werden sie ihrer neuen Eroberung nicht froh werden, denn die Murren werden sich mit Borne auf das neue Bild stürzen, das ihnen zwar keinen schmackhaften Braten, dafür aber die Anerkennung einträgt, mit der Ausübung ihrer Passion gleichzeitig ein wohlthätiges Werk zu verrichten. Wenn die Kormorane in Deutschland sich wieder vermehren sollten, wäre es vielleicht zweckmäßig, von den Chinesen die Ausnutzung dieser Vögel zum Fischfang zu lernen, wobei der Mensch die doppelte Genehmigung empfinden kann, dem Fischräuber einen Nutzen abzugewinnen und ihn außerdem noch für seine Eier zu bestrafen, da der Vogel dann einen Ring um den Hals bekommt, der ihn am Verschlucken der Beute verhindert.

Humoristisches.

— Aus einer Gendarmerie-Anzeige. Der Geschuldigte gibt zu seiner Verteidigung an, daß die Körperverletzung, welche mit zwei gegenseitig geworfenen Pressackhäuten begann, in hierstofflicher Verfassung verübt worden sei.

— Die Schriftstellerin. „Dito, das Kind schreit. Zu ihm etwas Belegeemplare in den Mund.“

— Wahres Geschichtchen. Die 7. Kompagnie des Infanterieregiments in K. ist zum Lösungsappell angetreten. Der Hauptmann macht bei dieser Gelegenheit bekannt, daß am kommenden Donnerstag eine Abendmahlsfeier für die im Herbst zur Entlassung kommenden Mannschaften stattfinden würde. Der Hauptmann hebt besonders hervor, daß die Teilnahme an dieser Feier nicht als Befehl aufzufassen sei, sondern daß es jedem freistehende, das Abendmahl zu nehmen oder nicht. Auch bemerkt er, daß entsprechend der Würde der Feier kein weiterer Dienst wäre.

„Wer also das Abendmahl nicht nehmen will, trete vor!“ befehlt der Hauptmann.

Es meldet sich ein Mann. „Sie wollen nicht daran teilnehmen?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Na, dann können Sie dafür nachgezieren!“ entgegnet der Hauptmann. („Jugend.“)